

Abonnementgebühren:
 Einzelhefte: Jährlich Fr. 4.—, 1/2jähr. 2.—, 1/4jähr. 1.10
 Ganzjährig: Jährlich Fr. 4.—, 1/2jähr. 2.—, 1/4jähr. 1.10
 — Postamtlich bestellt 20 Rp. Aufschlag. —
 Hebrige Länder: Fr. 4.50 jährlich, nebst Portozuschlag.

Oberrheinische

Insertionsgebühren:
 Die einspaltige Zeile oder deren Raum 10 Rp. ab 10 S.
 Bei Wiederholungen und größeren Aufträgen Rabatt.
 Reklamen: pro Zeile 20 Rp. oder 20 S.

Nachrichten

Anzeiger für Liechtenstein und Umgebung.

Erscheint in Mels jeden Samstag mit Gratisbeilage: „Abendruhe“.

Abonnements nehmen entgegen: Buchdruckerei A. G. in Mels, die Zeitungsausträger und die Poststellen.

Inserate nehmen die Zeitungsausträger und die Buchdruckerei entgegen und müssen spätestens Freitag Vormittag bei der Buchdruckerei eingehen. — Einwendungen sind frühzeitig an die Redaktion zu senden. — Schriftlichen Anfragen sind Frankomarken beizulegen. — Anonymes wird nicht berücksichtigt.

Mr. 20 — Zweiter Jahrgang

Druck und Expedition: Sarganeländ. Buchdruckerei A. G. in Mels.
 Verlag: „Oberrheinische Nachrichten“ A. G. in Mels. (Telefon 55).

Mels-Baduz, 15. Mai 1915.

Hauswirtschaftliches.

In dieser schweren Zeit, da die Lebensmittelpreise in drängender Folge sprunghaft steigen, hört wohl jeder Familienvater fast täglich die Klage seiner Frau: Mein Wirtschaftsgeld reicht mir nicht mehr, unser Einkommen langt kaum fürs Essen. Wo soll ich die Mittel für die so teuren Kleider, Schuhe und andere Bedürfnisse hernehmen?

Die Antwort auf diese Frage fällt dem Familienoberhaupt allerdings schwer; ist sein Verdienst wenn nicht kleiner geworden, so doch gleich geblieben. „Einschränken, sparen“, wird er sagen. „Ja einschränken“, wird die Hausfrau erwidern, „das habe ich schon lange getan und endlich muß auch das Einkommen eingeschränkt werden. Unsere Kinder brauchen kräftige Nahrung und was man ihnen in dieser Hinsicht entzieht, ist ein Verbrechen an ihnen, an dessen Folgen sie ihrer Lebtag zu leiden haben.“

Nun hilft aber alles Zornen und Jähern nichts, die Lage ist nun einmal da. Unsere Aufgabe ist es, dem Uebel zu begegnen; wenn es auch nicht aufgehoben werden kann, so soll es doch gemildert werden. Wie kann dies aber geschehen?

Nebenfalls auf mancherlei Weise, hauptsächlich aber durch Führung eines geordneten Haushaltes. Da ist es in erster Linie die Hausfrau, welcher die erste Rolle zufällt. Ja, die Hausfrau sollte und muß heute eine Künstlerin sein. Künstlerin wird man nicht von heute auf morgen, das braucht großen Fleiß und viel Übung. Zuvorher soll die Hausfrau eine Künstlerin sein? Sie soll es verstehen mit wenigem, d. h. mit einem kleinen Kostenaufwand genügend und gut zu kochen. Das ist nichts unmögliches, liebe Leserin; es gibt tatsächlich viele Hausfrauen, die das können, und dazu gehört auch du, ichöne Leserin; ich schreibe das aber für die andern, für diejenigen, die das nicht gelernt haben. Diese sind aber meistens auch nicht schuld daran.

Ordnung und Reinlichkeit müssen die obersten Grundsätze jeder Hausfrau sein; sie sind die Grundpfeiler jedes Hauswesens. Sie sparen den Gliedern der Familie Zeit, Ärger, Verdruß und namentlich viel Geld. Eine Hausfrau die Ordnung hält, versteht auch die erste Kunst einer sparsamen Köchin, nämlich das richtige Einteilen. Da geht nichts verloren, da stehen keine Speisereste tagelang in den Schüsseln herum, bis sie verdorben sind, sondern sie werden wieder in einer Fassung zu Tische gebracht, daß jedermann sie mit Appetit isst. Da wird nicht noch eine Masse Holz in den Herd gelegt, wenn die Speisen schon fast gar sind und so nachher noch unnütz Wasser gekocht und zwecklos Holz verbrannt. So ließe sich noch manches anführen aus der Küche. Diese Beispiele aber sollen genügen. Wie viel kann eine

Frau in der Küche vernachlässigen! Wie viel aber kann sie ersparen durch Nähen, Flecken, Stricken, beim Waschen, Wiegeln usw. Das Sprichwort sagt ja: „Ein Mann bringt mit Noß und Wagen nicht soviel ins Haus, wie eine Frau in der Schürze hinaus.“ Was nützt es da den Mann, wenn er noch soviel verdient, es wird ihm doch nirgends reichen. Drum sollen unsere Mädchen und angehenden Frauen es als ihre erste Aufgabe betrachten, sich die notwendigen Kenntnisse zur Führung eines Haushaltes anzueignen. Leider fehlt bei uns eine hauswirtschaftliche Schule; es haben solche Schulen aber häufig den Fehler, daß sie zuviel Theorie treiben und darum die Praxis vernachlässigen und dem gewöhnlichen bürgerlichen Hauswesen wenig entsprechen. Nicht seines Vachwerks verlangt der gewöhnliche Bürger, sondern kräftige Hausmannskost. Junge Mädchen sollen nicht bis zu ihrer Verheiratung in die Fabrik gehen, sondern sollen bei einer tüchtigen Hausfrau in Dienst treten; hier lernen sie oft mehr für ihr späteres Leben als im feinsten Institut oder in der größten hauswirtschaftlichen Schule. Wenn auch der Lohn gering ist, so hat doch ein solches Mädchen sich eine große Mitgift erworben, die erst später u. nach und nach, aber sicher zur Auszahlung gelangt.

Die Vorbereitung unserer weiblichen Jugend auf den Beruf als Mutter und Hausfrau ist von eminent wichtiger volkswirtschaftlicher Bedeutung. In dieser Erkenntnis ist denn auch an unseren Fortbildungsschulen für Mädchen ein Vorkurs eingeführt, das sehr praktisch ist und unseren Töchtern, soweit es die Zeit und die Umstände erlauben, die Anfangsgründe der Hauswirtschaft ermitteln soll. Trachten wir auch auf diesem Gebiete vorwärts zu kommen!

Ein Bürger Brief.

An die Redaktion der „Oberrheinischen Nachrichten“.

Gestatten Sie, geehrtester Herr Doktor, auch einem Fernstehenden in den Spalten Ihres geschätzten Blattes einen kurzen Gedanken auszuäußern. Als Ihre Zeitung vor etwas mehr als Jahresfrist im Werden begriffen war, bangte ich um das Gedeihen des Unternehmens, denn, sagte ich mir, die Zahl der Freunde „der guten alten Zeit“ ist zu groß. Heute aber, ein Jahr später, staune ich darüber, wie glänzend die „D. N.“ die Feuerprobe bestanden haben. Warum kam das so?

Zum ersten bot Ihr Blatt jedesmal eine äußerst reichhaltige Orientierung über die neuesten Begebenheiten im Fürstentum. Also, Liechtensteinsches und zwar Neues findet man in den „D. N.“. Hätten Sie an die Spitze Ihres Blattes viel Ausländisches oder nur solche liechtensteinische Mitteilungen, die schon unsere

Großväter als Zeitungsfutter empfanden, wie etwa die Anpreisung irgend einer garantiert staubfreien Ware, gestellt, so würde sich die Zahl der Abonnenten nicht so überraschend gesteigert haben; denn mich z. B. interessiert eben viel mehr, zu erfahren, ob zu Hause auch manches andere bald staubfrei ist.

Zum zweiten gebührt Ihnen, Herr Redaktor, dafür Anerkennung, daß Sie frisch herausgetreten. Jedermann muß zugeben, daß z. B. Ihre Landtagsberichte so wiedergegeben waren, daß man sich von den Verhandlungen tatsächlich ein Bild machen konnte. Kurz, ich bin der Überzeugung, daß die Schaffung der „D. N.“ für Liechtenstein von größtem Nutzen war, und wenn Sie, geehrtester Herr Doktor, hiebei manche Stunde geopfert haben, so dürfen Sie auch des wärmsten Dankes des gesamten liechtensteinischen Volkes versichert sein.

Mit landsmännlichem Gruß.

Ein Liechtensteiner.

Die „Neuen“.

Gemeint sind die neuen Amtsmänner. Es sind wohl unter ihnen solche, welche das Amt selber gewünscht und gesucht haben, es sei nicht gesagt, es gesucht haben, weil sie jünger auf Amtstitel haben, sondern weil sie glaubten und heute noch der Meinung sind, nun alles besser oder wenigstens anders zu machen als bisherige Amtsinhaber. Die Abt ist eine mehr denn löbliche; und tatsächlich gibt's kaum eine Amtsverwaltung, bei der nicht das eine oder andere sollte und könnte besser gemacht werden; mancherorts wäre sogar Vieles und Wichtiges, was zu einer guten, ersprißlichen und gewissenhaften Amtsverwaltung gehört, anders und besser zu machen. Allein mir ist's, als hätten die bisherigen Amtsträger einst gerade so gedacht und gesprochen, wie die nunmehrigen „Neuen“, welche mit Sehnsucht auf die Wahl in's Amt gewartet hatten; sie kritisierten einst auch alles und verprügelten und gaben in Aussicht: Das und Das muß besser werden, da und dort wird Ordnung geschaffen; der und der Schandrian muß aufhören; dies und jenes wird nicht mehr vorkommen. Und jetzt, jetzt nach einer oder mehreren Amtsdauern? Ja, es ist halt beim Alten geblieben oder nicht viel anders geworden; es hat halt auch bei den damals „Neuen“ wieder gemunkelt. Und so wird's wohl wieder bleiben. Eine alte Erfahrung tut dar, daß gerade jene, welche verprügelten, die Welt umzuwerfen, die ersten sind, welche mit der Welt laufen; und die gleiche Erfahrung tut dar, daß es meistens sehr schade war um all die Kosten und Gänge und Reden und Versammlungen und Treiben, bis ein „Neuer“ ins Amtsstübli einzichen konnte. Daß ich mir so wenig Neues und Gutes verspreche von euch „Neuen“, die ihr das Amt gesucht, müßt

ihr mir nicht übel nehmen; ich will euch den guten Willen auch nicht abgesprochen haben, im Gegenteil, ich traue euch ein schönes Stück guten Willens mehr zu als euren Vorgängern. Allein es ist immer mit den Verhältnissen zu rechnen und die sind oft stärker als der gute Wille. Die Verhältnisse fügen sich oft wider Erwarten viel weniger dem guten Willen oder den Bestrebungen, womit man an sie herantritt, fügen sich am allergeringsten über Nacht und so schnell als man es berechnet hat nach dem Wesen der Kraft und Fähigkeit, welche die „Neuen“ nicht selten an sich entdecken, abgesehen davon, daß die gebliebenen Amtsinhaber den „Neuen“ oft zu verstehen geben, daß man sie nicht für die Geheißbesten zu halten willens sei. O wie viele, welche ein Amt gesucht, haben das erfahren und sind innerer wenigen Wochen ihrer Amtstätigkeit ermüdet worden im „alles besser od. anders machen.“ Eigentlich dürften die Wähler das auch etwas bedenken, welche glauben, einen „Streber“ auf den Stuhl haben zu müssen, um vielleicht einen Mißliebigen wegzulassen; oft genug haben sie damit arge Täuschungen erlebt und eine Illustration erhalten von jenem etwas derben Spruche:

„Sie haben den Bock zum Gärtner gemacht.“

Unter den „Neuen“ hat es wohl auch solche — aber sie sind sicher der geringere Viertel — aber solche wird's doch auch unter den „Neuen“ haben, welche das Amt nicht suchen, die es mit Widerwillen übernehmen, weil einmal die Wählererschaft das Auge auf sie geworfen u. der leidige Auszwang keine Ablehnung gestattet. Diese Leute erkennen rechtzeitig und richtig, daß darnach ein Amt kein feiner Schloß ist, zumal wenn man es gehörig verwalten will und es nicht innerhat des eignen Zogs wegen, sondern der guten Sache und des Gemeinwehns halber; sie sind fast bedauernswerte Opfer des Volkswillens und werden je schneller desto fühlbarer erfahren, daß hinter dem Amtstitel grabigrunder Vitterkeit versteckt ist, wie hinter einer schönen Gesichtshaut oft ein verflucht wilder ungezügelter Weiberkopf. Grad zum Verzweifeln sollte es aber diesen bescheidenen „Neuen“ doch nicht werden. Hunderfach ist's erwiesen, daß das die besten und tauglichsten Amtsleute sind, welche es ungern und mit Widerstreben geworden sind; sie finden am ehesten die Wege zum gemeinnützigen Verwalten des Amtes, verstehen am richtigsten des Volkes Willen und Wünsche, nein sage ich des Volkes Bedürfnisse und Nöten, finden aber auch am ehesten und zum voraus das allgemeine Vertrauen und von daher gutes Entgegenkommen beim Volke zur ersprißlichen Abwicklung der Anforderungen, welche das Amt an sie stellt. Wir werden sehen, daß dies also ist. — Im Ganzen wird auch derjenige da und dort aufstoßen, der es nicht will, aber leider an-

Heuileton.

14 Der Löwe von Flandern.

Von Heinrich Conscience.

In seinem Lanze ritt er einem Söldner mit Gewalt die Streitaxt aus den Händen. Söldner waren gemietete Kriegersknechte; die einzigen beständigen Truppen, welche Könige damals zu ihren Diensten hatten. Ein furchtbarer Schrei entfuhr den anwesenden Rittern, und alle zogen ihre Degen, denn sie hielten das Leben des Königs für gefährdet. Doch bald schwand die Furcht, denn Robrechts Schlag war gefallen. Wie er gesagt, hatte er getan. Der Arm desjenigen, der seinen Vater betrauert, lag mit der vermessenen Hand am Boden, und das Blut strömte aus der furchtbaren Wunde.

Die Söldner liefen in großer Anzahl auf Robrecht zu, um sich seiner zu bemächtigen, doch er, blind und wahnwitzig vor Wut, schwang seine Streitaxt um sein Haupt, und nicht einer wagte sich in seinen Bereich. Ohne Zweifel würde noch mehr Unglück geschehen sein, aber der alte Guido, ängstlich besorgt um das Leben seines Sohnes, rief ihm flehend zu:

„Robrecht, mein großmütiger Sohn, o ergib Dich um meinethwillen, tue es, ich ersuche Dich darum, ich befehle es.“

Bei diesen Worten schlang er seine Arme um Robrechts Hand, und dieser stülpte die Tränen seines Vaters auf seine Hand niederfallen. Jetzt sah er bei Größe seiner Unbesonnenheit ein. Sich den Armen des Grafen entwindend, warf er die Streitaxt mit Gewalt über die Köpfe der Söldner gegen die Wand und rief:

„Kommt, verfluchte Missethäter! jagt jetzt den Löwen von Flandern; fürchtet Euch nicht mehr, er ergibt sich.“

In großer Anzahl fielen die Söldner über ihn her und nahmen ihn gefangen.

Während er mit seinem Vater aus dem Saal geführt wurde, rief er Charles de Valois zu:

„Eure Waffen sind nicht besetzt, Ihr wart und seid noch der edelste Ritter von Frankreich, Eure Treue bleibt unversehrt. Dies sagt der Löwe von Flandern, auf daß man es höre.“ Die französischen Ritter hatten ihre Degen wieder eingesteckt, sobald sie bemerkten, daß das Leben des Königs nicht bedroht war. Mit der Gefangenennahme der Flam-

länder mochten sie sich nicht befassen, dieses war etwas, das ihren Adel beschimpft haben würde.

In dem Herzen des Königs und der Königin herrschten sehr verschiedene Gefühle. Philipp der Schöne war schmerzhaft ergriffen und betrauerte das geschehene Urteil. Johanna hingegen freute sich über Robrechts Widerstand. Er hatte in der Gegenwart des Königs einen seiner Diener zu verwunden gewagt; dies war eine Schandthat, die ihr in ihren rachsüchtigen Plänen vortrefflich dienen konnte.

Der König konnte keine Rührung und Betrübnis nicht verbergen, und wollte gegen den Wunsch seiner stolzen Gemahlin den Thron und den Saal verlassen. Er erhob sich und sprach:

„Meine Herren, wir beklagen das Ungestüm dieses Verhörs außerordentlich, und würden bei dieser Gelegenheit Euer Edeln lieber Weibchen unserer Gnade gegeben haben; aber zu unserem großen Kummer war dies im Interesse unserer Krone nicht möglich. Unser königlicher Wille ist, daß Ihr dafür sorgt, daß die Ruhe in unserem Palaste nicht störender gestört werde.“

Die Königin stand auch auf und wollte mit ihrem Gemahl die Stufen des Thrones herabsteigen, doch eine neue Schwierigkeit hielt sie wider ihren Willen

zurück. Charles de Valois hatte lange in tiefem Nachdenken am Ende des Saales gestanden; die Ehrerbietung und Liebe, womit er seinem Bruder angetan, kämpften lange in ihm gegen den Ärger, den ihm dieser Verrat verursacht hatte. Auf einmal brach sein Zorn los, er ward weiß, rot und blau im Gesichte, und lief wie rasend vor die Königin.

„Madame“, schrie er, „Ihr sollt mich nicht ungestraft entehren! Hört, meine Herren, ich spreche vor Gott, unser aller Richter: Ihr, Johanna von Navarra seid es, die das Vaterland ausplündert durch eure Verschwendung, Ihr seid es, die das Reich meines elben Bruders zuschanden macht, — Ihr seid die Schande und Schmach Frankreichs. Die Untertanen des Königs habt Ihr durch Verfälschungen der Münzen und unbillige Erpressungen unglücklich gemacht. — Und ich sollte Euch noch dienen! Nein, Ihr seid ein kaltes und verräterisches Weib.“

Wütend zog er seinen Degen aus der Scheide, brach ihn auf dem Knie entzwei und warf die Stücke mit solcher Gewalt auf den Boden, daß sie auf die Stufen des Thrones flogen.

Johanna war außer sich vor Wut u. Zorn. Ihre Blicke hatten nichts Weibliches mehr, solch einen höl-